universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Dichterbuch aus Oestreich

Kuh, Emil

Wien, 1863

Vermischte Gedichte, I.

urn:nbn:at:at-ubi:2-12762

Vermischte Gedichte.

I.

Liebeszauber.

Es gibt ein tief geheimnißvolles Walten,
Zwei Herzen, die sich lieben, zu verknüpfen,
Ein Zauber ist's, im Wort nicht festzuhalten,
Und dem Erforschen wird es stets entschlüpfen.

Es ist ein seelenvoll Beisammenfühlen,
Ein körperlos verschwieg'nes Wonnebringen,
Sie dürfen vor der Welt, der fremden, kühlen,
Sich unsichtbar mit süßer Glut umschlingen.

O, wenn du liebst — mit Worten nicht und Liedern,
Nur mit dem Glück, das dich verklärt, gestehe!
Verlang' von ihren Lippen kein Erwiedern,
Und fühl' es nur im Zauber ihrer Nähe.

Doch fühlst du nicht, ihr nah', sie ganz dein eigen,
Scheint dich ein herber Bann von ihr zu trennen,
Dann ist dein einz'ger Sieg noch das Verschweigen,
Und deine Todeswunde das Bekennen.

Hieronymus Lorm.

Die Myrthen.

Wie mögt ihr doch so froh im Sonnenstrahl
Vom West gewiegt ihr grünen Myrthen sprießen!
Und durftet einst ein theures Haupt umschließen,
Dem euer Schmuck den Schmuck des Lebens stahl.

Sie beugte sich gelassen, ohne Wahl;
Doch ward ihr harmlos jugendlich Genießen,
Was ihre Träume märchenhaft verhießen
Noch früher als die grünen Zweige fahl.

Und jetzt — wenn liebend ihre Blicke brennen,
Wie glänzt ihr Aug' in hellem Jugendschimmer,
Als lernt Genuß und Traum sie wieder kennen!

So reiches Blüh'n gebührt euch, Myrthen, nimmer!
Ihr habt vereint, was ewig sich will trennen,
Und trennt, was sich vereinen will für immer.

Hieronymus Lorm.

Aesthetik.

Was da lebt ist Ein Gedanke,
Seine Form die feste Schranke,
Die er nimmermehr durchbricht.
Bis zu ihm dringt kein Erkennen,
Aber darf die Form entbrennen
In der Schönheit heil'gem Licht,
Glänzt aus nun durchsicht'ger Schranke
Ahnungsweise der Gedanke.

Hieronymus Lorm.

Einsamkeit.

Triolett.

Was immer auch dein Herz vermißt,
Es bleib' ihm Einsamkeit gewonnen,
Du schöpfst aus ihrem tiefen Brunnen
Was immer auch dein Herz vermißt.
Auf ihrem Grund sind reich're Wonnen
Als Glück, das flach und irdisch ist.
Was immer auch dein Herz vermißt,
Es bleib' ihm Einsamkeit gewonnen.

Zur Einsamkeit gelangst du nicht
Mit Streben nach versagten Dingen;
Das kann dir flücht'ge Güter bringen,
Zur Einsamkeit gelangst du nicht.
Du mußt dich zur Entsagung zwingen
Eh' sie gewährt, was dir gebricht.
Zur Einsamkeit gelangst du nicht
Mit Streben nach versagten Dingen.

In dem, was Reiz dich dünkt und Zier,
Ist nur dein Geist der Born des Lebens,
Und andern Sinn suchst du vergebens
In dem, was Reiz dich dünkt und Zier.
Ergreife d'rum das Ziel des Strebens
Von Anbeginn in dir, in dir!
In dem, was Reiz dich dünkt und Zier,
Ist nur dein Geist der Born des Lebens.

Hieronymus Lorm

An meine Mutter.

Nach einer schweren Krankheit.

Wie soll ich, was Du gabst, Dir wiedergeben,
Wie böt' ein Kind, was eine Mutter bot?
An Deinem Herzen wacht' ich auf zum Leben,
An Deiner Hand entrang ich mich dem Tod.
O, wie verscheuchte da ihr segnend Walten
Des Wachens Qual, den Dämon aus dem Schlaf;
Wie oft hast Du den Schmerz mir fern gehalten,
Wie oft gelindert, wenn er dennoch traf!

Nie weiß ich, daß mein Haupt sich freier sonnte,
Und nie, daß rascher ihm sein Stern entwich,
Noch eh' ich frug, wie bald er nahen konnte,
Fiel schon des Todes Schatten ganz auf mich.
Du warst es, die Verzeiflung von mir bannte,
Als Alles floh, nur sie nicht, die Gefahr,
Als jeder Tropfen Bluts im Fieber brannte,
Und am Erlöschen jede Hoffnung war.

Da lagen meine wild erregten Schläfe
An Deinem Herzen, das mich bang umfing;
Ich wußte, daß der Tod, wenn er mich träfe,
Von mir hinweg durch Deine Seele ging.
Wenn ich mit mattem Dank Dir wollt' vergelten,
Sah ich, wie furchtbar sie Dein Aug' verstand:
Die Blicke, die sich schon nicht mehr erhellten,
Die Schauer, die ich schon nicht mehr empfand.

O, diese Nächte, wo in Fiebergluten,
Mein Geist geirrt, umsonst um Ruh gefleht;
Wo Deine Hände auf der Stirn mir ruhten,
Gefaltet nicht, doch zitternd im Gebet; —
Wo rings auf Erden lag des Friedens Segen,
Und wo nur in der Stunden trägem Flug
Ein Kinderherz in schmerzlich bangen Schlägen,
In schmerzlicher'n das Herz der Mutter schlug!

Da war es, wo mein Geist zu Tod beklommen
Des Lebens halb, des Sterbens ganz vergaß;
Ich wußte nur: mir mußt' Erlösung kommen,
Doch ob sie Dir auch kam, wer wußte das?
Wenn nur mein Aug' sich schloß — Du sahst es brechen,
Wenn nur mein Athem rang — Du sahst ihn fliehn;
Die Todesangst, mir fremd in Fieberschwächen,
Ich sah sie bang durch Deine Seele ziehn.

Was Du geduldet, wer kann es verstehen,
Was Du gefühlt, wer ist's, der es ermißt!
Wer eine Mutter leiden nicht gesehen,
Der weiß nicht, was auf Erden Leiden ist!
O, seht auf Golgatha das Kreuz inmitten,
Die Mutter auch, umringt von Spott und Hohn —
Für eine Menschheit hat der Sohn gelitten,
Doch sie litt mehr: sie litt für ihren Sohn!

O, sei gegrüßet Stern auf meinen Wegen,
Und eh' Du mich gesegnet sink' nicht hin,
Nicht könnt' ich leben ohne Deinen Segen,
Und ach! wie könnt' ich sterben ohne ihn!
Nur selten hält die Welt was sie versprochen,
Die Mutterlieb' hält aus in Lust und Schmerz,
Sie hat noch niemals ihre Treu' gebrochen,
Bricht sie etwas — so ist's das Mutterherz!

Bernhard Scholz.

Die Mönche von Johannisberg.

Die Mönche von Johannisberg
Die liebten Glas und Teller,
Des Klosters Kirchlein war nur klein,
Doch groß des Klosters Keller.
Sie zogen bess'ren Wein für sich
Als je ein Erdenkönig —
Sie beteten dabei nicht viel,
Doch tranken sie nicht wenig.

Die Mönche von Johannisberg
Die saßen selten trocken,
Sie zogen an den Fässern mehr,
Als wie an ihren Glocken.
An ihrem Keller ging die Thür
Ohn' daß die Angeln gellten;
Das Thor der Kirche knarrte sehr,
Doch hörten sie's nur selten.

Die Mönche von Johannisberg
Fromm war'n sie ohne Wanken;
Sie pflanzten selber ihren Wein,
Den sie auch selber tranken.
Und sonderbar, sie prüften auch
Die Zahl der Fässer Weines:
Sie lachten mehr wenn's hundert gab,
Als wenn es gab nur eines.

Die Mönche von Johannisberg
Verbüßten ihre Sünden,
Denn hieß es: In's gelobte Land!
Sie wußten 's rasch zu finden.
Zog dann an ihrem Thor vorbei
Ein Pilger oder Streiter —
Sie segneten ihn kräftiglich
Und tranken ruhig weiter.

Der Abt von Fulda war als Gast
In's Kloster einst getreten,
Und wie es ging zu Tisch, sprach er:
Laßt uns zu Gott erst beten!
Da wurde bleich der Mönche Schaar —
Es war ein Bild zum Rühren;
Denn in der Tasche suchten sie
Vergeblich nach Brevieren.

Da rief er: Laßt das Beten sein,
Wir wollen trinken, essen —
Doch meinen Stöpselzieher, weh!
Den habe ich vergessen!
Und wie er das gerufen, brach
Er aus in Lachgewieher,
Denn aus den Taschen fuhren all'
Heraus mit Stöpselzieher.

Die Mönche von Johannisberg
Das waren Glaubensvesten;
Ein jeder nahm sein Kreuz auf sich —
Das war ein Faß vom Besten.
Das trank er aus und betete:
Herr, schütze dieses Kloster,
Denn besser als aus trockner Kehl
Klingt feucht das Paternoster.

Die Mönche von Johannisberg
Die lebten schön unsäglich,
Sie sah'n tagtäglich tief in's Land
Und tief in's Glas tagtäglich.
Sie kannten alle Tugenden
Und priesen sie auf's Beste;
Wer starb, der rühmte was er trank
Und klagte um die Reste.

Die Mönche von Johannisberg
Sind todt, doch jeder merke:
Gut ist's, daß ihnen nicht gefolgt
In's Jenseits ihre Werke.
Noch blüht der Wein, wir trinken ihn
Und denken, fromme Seelen,
Der Mönche von Johannisberg
Und ihrer durst'gen Kehlen!

Bernhard Scholz.

Lebewohl.

Ob Blut um Blut auch aus des Herzens Wunde,
Ob Thrän' um Thräne auch dem Aug' entquoll —
Kein Fluch ruht mir, nur Segen auf dem Munde,
Er heißt: Leb' wohl!

Leb' wohl! Und ob Du auch zerstört mein Leben,
Ich segne Deine Liebe doch für mich;
Das Elend komm', dem Du mich preisgegeben,
Nicht über Dich!

Ich segne Dich, weil Du mit glüh'ndem Herzen,
Mit schöner Leidenschaft mich einst umfaßt —
Ich zürn' Dir nicht, weil Du mir Glück in Schmerzen
Gewandelt hast.

Ich segne Dich: durch Dich hab' ich gefühlet,
Mit welchem Jubel Herz zum Herzen spricht;
Und wenn auch jetzt Verzweiflung mich durchwühlet —
Ich fluch' dir nicht.

Ich segne Dich; von Deinem Kuß getroffen,
Wie flog mein Herz zum Himmel hoch empor;
Ich zürn' Dir nicht, daß Glauben ich und Hoffen
Durch Dich verlor!

Hab' Dank, hab' Dank für alle Seligkeiten,
Die Deine Liebe reich geboten mir;
Daß sie noch reicher war an tiefen Leiden
Vergeb ich ihr!

O neig' Dein Haupt! Laß einmal meine Hände
Heiß segnend noch auf dem geliebten ruh'n;
Daß Du mir Elend bot'st als letzte Spende,
Stört nicht ihr Thun!

Leb' wohl, leb' wohl! Jedwede Himmelsstunde,
Die Du mir schufst, soll Dir ein Glorienschein —
Jedweder Schmerz, jedwede Todeswunde
Verziehen sein!

Bernhard Scholz.

Am Kochel-See.

Bin ich diesen sel'gen Küsten
Nicht schon einmal zugefahren?
War's nicht hier, wo einst vor Jahren
Mich die schönsten Augen grüßten?

Ja, das ist dieselbe Fährte;
Heimat einer goldnen Mythe!
Wo ich, kaum gelandet, kniete
Vor dem schönsten Weib der Erde.

Golden floß ihr Haar hernieder,
Liebe Augen sah ich blauen,
Und umwölbt von süßen Brauen
Krönten sie die sel'gen Glieder.

Schönheit ward, als du geboren!
Heißer hab' ich Nichts umklammert,
Bitt'rer hab' ich Nichts bejammert,
Als wie dich, für mich verloren!

Lang ist's, daß wir uns begegnet;
Doch die Woge, die mich führte,
Daß ich deine Hand berührte,
Hab' wie keine ich gesegnet.

Schwankst du Schifflein? Sinke nieder!
Ach, mir ist ja nichts geblieben!
So zu landen, so zu lieben
Wird uns einmal und nicht wieder!

Bernhard Scholz.

Klage.

Jahre sind's, die uns geschieden,
Eine Welt trennt dich von mir,
Aber meines Lebens Frieden,
Meine Jugend blieb bei dir!

Immer stiller wird die Ferne,
Immer scheuer naht der Traum —
Ach, ich such' erloschne Sterne,
Wo sie standen, weiß ich kaum.

Und vergebens nennt die Klage
Jene Zeit, so voll gefühlt,
Da der Jubel meiner Tage
Meine Nächte schlaflos hielt.

Segel flattern, Fernen blauen,
Und es blühen Thal und Höhn;
O, wie trüb, den Strom zu schauen
Und gebannt am Ufer stehn!

Riefen nur doch deine Lippen
Einmal noch zu Lust und Weh —!
Scheitern möcht' ich, doch an Klippen,
Drauf ich dich noch einmal seh'!

Bernhard Scholz.

Sprüche.

Verlerne nicht dein Hoffen,
Und wenn's im Herzen dröhnt:
Bedenk', daß nur getroffen
Das Erz der Glocke tönt.

Lucas hat als den Begleiter
Nahe ganz den Ochsenkopf —
Freilich hat der Ochsenkopf
Zum Apostel etwas weiter.

Mag dein Leben dunkel sich verwirren,
Zage niemals, kühn voran zu geh'n:
Oft ist's besser, mit den eignen Augen irren,
Als mit fremden richtig sehn.

Was ziert wohl einen ächten Mann,
Geist oder Geld? Unterscheid' es!
Entbehre, wer entbehren kann:
Ein rechter Mann braucht beides!

Beim Müller schleppen Esel den Pack,
Der Weise ist er — regiert Viele;
Im Leben schleppt der Weise den Sack —
Die Esel sind Herrn in der Mühle.

Des Lebens Fluth ist brausend,
Viel Segel sieht der Blick;
Das Unglück fährt mit tausend —
Mit einem kaum das Glück!

Wem wird kein Geiger der ganzen Welt
Zu Danke fiedeln und streichen?
Dem, der selbst einen Bogen schnellt,
Ohne was damit zu erreichen.

Bleib ruhig stehen wo die Andern stehn,
Man duldet dich mit allen deinen Lastern;
Doch willst du eigne Wege gehn —:
Kein Mensch wird sie dir pflastern!

Man mag zu ihrem Ruhme sprechen
So viel man will zu aller Zeit —
In Kunst und Staat ist sie Verbrechen:
Die biedre Mittelmäßigkeit.

Bernhard Scholz.

Cremutius Cordus.

Cremutius Cordus wurde angeklagt —
Ihr kömmt's in Tacitus' Annalen lesen —
In einem Werke hab' er keck gesagt,
Der Marcus Brutus sei ein Held gewesen;

Allein noch mehr: den Cajus Cassius,
Der sich als Feind der Zwingherrschaft erwiesen,
Hab' in den Tagen des Tiberius
Er als den letzten Römer angepriesen.

Zwar unerhört war solcher Klagegrund
In den Annalen römischer Processe,
Doch wo Tiberius und Sejan im Bund,
Ist frei der Raum für alle Machtexcesse.

Cremutius Cordus stellt sich dem Gericht;
Er weiß, er ist verklagt, so auch verloren.
D'rum hat er für was And'res Sorge nicht,
Als für ein Manneswort an Sklavenohren.

So spricht er denn: „Was ich geschrieben, ist,
Weßhalb ich jetzt vor euch, ihr Richter, stehe;
So reichte denn nicht aus Tyrannenlist,
Daß sie mein Handeln mir zum Stricke drehe."

„Die ich gepriesen habe, deren Preis
Ertönt schon längst aus aller Menschen Munde;
Doch in der Knechtschaft Tagen, o, ich weiß,
Wollt ihr von freien Geistern keine Kunde.“

„Augustus freilich war noch stark genug,
Die Hand als Freund dem Livius zu schütteln,
Der doch Pompejus zu den Sternen trug,
Weil er nicht wollt' am Bau der Freiheit rütteln.“

„Als Cicero den edlen Cato pries,
Erinnert euch, wie Cäsar sich genommen:
Schrift gegen Schrift — das Urtheil aber ließ
Sein großer Geist dem Volke unbenommen.“

„Wie aber seid ihr thöricht, da ihr glaubt,
Wenn's nur gelingt, den Mund uns zu verschließen,
So sei der Lorbeer Stirnen auch geraubt,
Die ihn als unwelkbaren Schmuck genießen.“

„Ob auch den Mann, der frei die Wahrheit spricht,
Rechtwidrig herrschende Gewalt vernichte,
Sie kann nicht Alles, und so kann sie nicht
Entgeh'n dem Richterspruche der Geschichte.“

„Vernehmt noch mehr, wenn ihr's auch nicht begreift:
So sehr habt ihr nur die Gewalt von Zwergen,
Daß kein Gedanke, der für's Leben reift,
Getödtet wird von allen euren Schergen.“

„Verdammt uns denn, wir fragen Nichts darum,
Sejanus lebt, so ist's ein Glück zu sterben;
Doch unser Fall wird uns noch späten Ruhm,
Und euch dafür noch späte Schmach erwerben."

D'rauf wandt' er sich und schwand. Und zu entgeh'n
Dem Henkerschwert, das damals in der Mode,
That er, was er von Andern schon gesehn,
Und weihete sich selbst dem Hungertode.

Doch der Senat befahl: Verbrannt zur Stund'
Sei, was von Cordus schriftlich hinterblieben;
Allein es ging fortan von Mund zu Mund,
Was er in Clio's Auftrag aufgeschrieben.

Und siehe da, ein Seher offenbar,
Ein Seher ist Cremutius gewesen:
Ihr könnt, was er und Marcus Brutus war,
Und was Tiberius, noch heute lesen.

Franz v. Hermannsthal.

Die Macht der Peitsche.

Aus Asien kehrt das mächt'ge Skythenheer
Nach langem Zug voll krieg'rischer Beschwerde;
Auf manches Jahr, an Müh' und Arbeit schwer,
Winkt süße Ruh' am heimatlichen Herde.

Dem Meder raubten sie in dieser Zeit
Die Herrschaft, und verloren selbst sie wieder;
So steigen sie, wohl müd nach hartem Streit,
Nach ihren vaterländ'schen Thälern nieder.

„Die munt'ren Knaben sind wohl fast gereift,
Die in der Wiege lallend wir verließen,
Und ist der Gattin Blüthe abgestreift,
Der Arm wird ewig junge Treu' umschließen."

„Die holden Mägdlein, die den Vater kaum
Erkannten, als er rüstete zum Kriege,
Umspielt wohl schon der märchenhafte Traum,
Der endet in des Liebesgottes Siege."

„Die Heerden sind gewiß auch wohl bestellt,
Erprobte Sklaven waren ja die Hüter,
Und ruft den Mann der Kampf in weite Welt,
Der heim'sche Gott beschützt die heim'schen Güter."

So träumt das Heer, da es der Heimat naht,
Und schlägt wohl auch ein Herz in trüber Ahnung,
Des Greul's, der an der Schwelle sie empfaht,
Schickt keine Gottheit Keinem eine Mahnung.

Denn wo zuerst sie anweht Heimatluft,
Da steht ein Heer an ihres Reiches Saume,
Das solch ein dröhnend Halt! entgegenruft,
Daß jeder Träumer aufwacht aus dem Traume.

Die Sklaven sind's, die wider Treu und Pflicht
Den Fürsten in ihr Land den Eintritt wehren;
Die Söhne zwingt der Fessel schwer Gewicht,
Das edle Weib muß dienen und entbehren.

Die Waffe, die der Herr für Feinde schliff,
Droht ihm nun selbst aus des Empörers Händen;
Des Knechtes Faust faßt seines Speeres Griff,
Um ihm den Tod vom eignen Stahl zu senden.

Denn lang entwohnter Herrschaft fürder nicht
Gedenkt sich der Leibeigene zu fügen,
Und wenn der Herr nicht blutig ihn erficht,
Mag er mit Sklavendienst sich selbst genügen. —

Ihr Thoren, glaubt ihr denn, es hat Gewalt
Schwert oder Speer in feigen Sklavenhänden?
Wenn ihr den Harnisch vor den Busen schnallt,
Könnt ihr den Sklavensinn im Busen wenden?

Ihr seid nicht frei von ihm — o, wendet um,
So sprengt ihr nicht die schwergefühlten Ketten;
Es stürzt euch nur in tief'res Sklaventhum,
Wovon ihr glaubt, es müss' euch d'raus erretten.

Werft weg die Waffe, heget nicht den Wahn,
Sie fromme dem verknechteten Gemüthe;
Dem führt zur gold'nen Freiheit keine Bahn,
Der sie nicht in sich trägt als Himmelsblüthe. —

Doch sieh, es kommt zur Schlacht — der Sklave siegt.
Zum blut'gem Streite kommt es morgen wieder; —
Das Fürstenheer, das Asien bekriegt,
Im zweiten Kampf liegt's solchem Gegner nieder!

Noch einmal gilt's, und morgen soll es sein.
Zum Rathe sind die Fürsten schon beisammen;
Da stürzt ein kühner Häuptling noch herein,
Und spricht dieß Wort, das Aug' in Zornesflammen:

„Hätt' ich den Adler aus den Lüften gern,
Da braucht es wohl des raschen Pfeils Entsendung,
Doch soll das Roß heran zu seinem Herrn —
Was über einen Pfiff geht, ist Verschwendung."

„Stellt euch im Walde sich zum Kampf der Bär,
Da mag die Hand wohl nach dem Speere zucken,
Doch setzt der Hund sich euch zur Gegenwehr —
Ein zorn'ger Blick — und gern wird er sich ducken."

„Es flammt der Muth des Freien auf im Knecht,
Wenn ihr den Knecht behandelt wie den Freien;
Wenn, statt zu schlagen, ihr ihn schießt und stecht,
So wehrt er kühn sich, anstatt feig zu schreien."

„Verhätschelt haben die Verräther wir,
Wer sie sind ganz, und wer da wir, vergessend,
Und wie zerstreut schwangt edle Waffen ihr,
Mit ihnen euch gleich wirb'gen Feinden messend."

„Mit Peitschenhieben, was er sonst verbrach,
Hat uns der Sklave stets entgelten müssen;
Er soll auch jetzt durch lang entwohnte Schmach
Den neuen, unerhörten Frevel büßen."

„Drum ist mein Rath: wenn uns der Tag erscheint,
So trage Keiner Waffen, als der Sklave;
Der Herr tret' auf als Züchtiger, nicht als Feind,
Die Peitsche künde seinem Knechte Strafe."

Ja, Peitschen nehmt, statt Waffen, in die Hand,
Die Geißel schwirre, statt der scharfen Pfeile —
Hielt der Verrath dem Pfeil, der Lanze Stand,
So treib' ihn Peitschenknall zur Flucht in Eile."

Und während er noch sprach, da regt' es sich
Im Kreis der Hörer lauter stets und lauter;
Mit jedem Wort, das seiner Lipp' entwich,
Zeigt sich das Zelt dem kühnen Plan vertrauter.

Das Machtbewußtsein hebt sie mehr und mehr,
Und stählt mit Uebermuth so Brust als Glieder;
Daß Knechten man gebot, war lange her,
Verlernte man's, jetzt weiß man's endlich wieder.

So eifrig wird statt Lanze, Pfeil und Schwert
Der Stock und Strick zur nahen Schlacht gerüstet,
Daß, wer den Arm am schlechtesten bewehrt,
Sich schon am sichersten als Sieger brüstet.

Das Lager schwirrt die ganze Nacht und knallt,
Und übt den Grimm an Felsen und an Bäumen —
Der Sklave, dem es dumpf hinüber schallt,
Mag in der Nacht von bösen Stunden träumen.

Und als der Morgen sich erhob, da stand
Des Traums Erinnerung widrig vor der Seele;
Er schien fürwahr von einem Gott gesandt,
Auf daß er sie mit Angst für Untreu' quäle.

Sie rüsten mit gedämpfter Kampfeslust,
Und fragen bang sich: „Wird's auch heute glücken?"
Ja, Mancher schnallt, statt vor die zage Brust,
Zerstreut den Harnisch auf den feigen Rücken.

Es kommt zur Schlacht. — O, horch, da schallt der Traum
Lebendig vor den Ohren der Entsetzten;
Kaum knallt die Peitsche, als sie auch im Raum
Schon folgt der Spur der hundegleich Gehetzten.

Die Waffen fliegen rechts und links dahin,
Der Ruf der Führer kann sie nur verwirren,
Geschlagen von dem eig'nen Sklavensinn,
Vernimmt die Menge nur der Peitsche Schwirren.

Das Herrenthum in skyth'scher Wälderacht,
Gefährdet durch das Schwert des Sklavenheeres,
Ward neu befestigt durch der Peitsche Macht,
Obsiegend der des Schwertes und des Speeres.

Und lächelt ihr ungläubig jetzt herab,
Und meint, das sei ein Märchen nur gewesen,
So wißt, der Sache nach, wie ich es gab,
Hab' ich's im Vater Herodot gelesen.

Franz v. Hermannsthal.

Nach alter Volksweise.

Wem Gott ein treues Herz gegeben,
Das seine Leiden mit ihm trägt,
Der klage nicht, was auch das Leben
An Ungemach ihm auferlegt;
Denn jeder Schmerz läßt sich verwinden
Und jede tiefste Wunde heilt:
Du mußt nur eine Seele finden
Die deine Schmerzen mit dir theilt.

O! wolle nie ein Herz beneiden,
Weil es im Glücke schwelgt — allein.
Das ist kein Glück, das ist ein Leiden,
In seinen Wonnen einsam sein!
Der beste Trost ist dir geblieben
Wenn dich die Hand des Schicksals trifft.
Die Thrän' im Auge deiner Lieben
Nimmt seinem Pfeil das herbste Gift.

S. H. Mosenthal.

Trost.

Mußt du ein theures Wesen missen,
Das dir in tiefster Seele lieb,
So zähle nie, was dir entrissen,
Zähl' lieber — was dir übrig blieb.

Dann wird Dein Herz mit stillem Zagen
Den Schatz umklammern, der noch dein,
Und statt den Himmel anzuklagen
Wirst Du ihm selig dankbar sein.

S. H. Mosenthal.

Hoffnung.

Die Hoffnung ist kein Baum mit grünen Blättern,
Die Hoffnung ist ein ipp'ger Blüthenbaum;
Das Leben faßt ihn an mit Sturm und Wettern,
Verwehte Blüthen decken rings den Raum,
Nur hie und da, verschont von Wind und Regen,
Reift eine still der Wirklichkeit entgegen.

S. H. Mosenthal.

Leidenschaften.

Leidenschaften, schäumende Pferde,
Angespannt an den rollenden Wagen;
Wenn sie entmeistert sich überschlagen,
Zerren sie dich durch Staub und Erde;
Aber lenkest du fest die Zügel,
Wird ihre Kraft dir selbst zum Flügel,
Und je wilder sie reißen und schlagen
Um so herrlicher rollt dein Wagen!

S. H. Mosenthal.

Die Sclavin.

Wie? Zu den Mimosenhecken
Flüchten willst du dich mit mir?
Warum willst du dich verstecken?
Sieht uns doch nichts, als die Sonne,
Und die ist so heiß wie wir!

In die braune Haide nieder,
Sieh' das Brautbett schwellend blüh'n —
Strecke deine müden Glieder
Und das Haupt, das pantherschwarze,
Laß es ruh'n auf meinen Knien.

Ha! bei deinen weichen Mähnen
Faß ich dich, du brauner Leu,
Fasse dich mit meinen Zähnen!
Schön bist du, wie nie ein Weißer,
Weiß ist falsch und braun ist treu.

Weiß die Well'n, die trüglich glatten,
Braun die Erde, die uns trägt,
Weiß die Sonne, braun der Schatten,
Braun die Rechte, die mir schmeichelt,
Weiß die Rechte, die mich schlägt.

Spähest du? Sei ohne Sorgen,
Unser Hüther pflegt der Ruh',
Auch die Heerde ruht geborgen
Und die schwere Mittagsschwüle
Drückt der Welt die Augen zu!

Gib und nimm und theil' im Bunde
Uns'res Lebens süßen Kern:
Eine selige Secunde
Für ein ganzes Sclavenleben!
Ach, und doch lebt sich's so gern! —

S. H. Mosenthal.

Die Spinne.

Armselige Spinne! du webst und webst,
So lange du athmest, so lange du lebst.
Doch immer wieder und immer auf's Neue
Verfolgt dich das Unglück mit seltener Treue.

Kaum hast du dein Gitter gewoben,
Kommt wild der Sturm dahergestoben
Und faßt es, und reißt es los, und zerstört es,
Und dann — den Elementen gehört es!

Du aber, helfe, was helfen kann,
Fängst wieder von vorne die Arbeit an.
Doch immer wieder und immer auf's Neue
Verfolgt dich das Unglück mit seltener Treue.

Kaum hast du dein Netz wo aufgehangen,
Kommt scheltend der Mensch dahergegangen
Und fegt es rastlos mit grausamen Händen
Vom blühenden Baum, von den schmucken Wänden.

Du aber, helfe, was helfen kann,
Fängst wieder die Arbeit von vorne an,
Und trotzest wieder und immer aufs Neue
Den feindlichen Mächten mit seltener Treue.

Du kannst von deinem Fleiß nicht genesen,
Er ist dir eigen, er ist dein Wesen,
Und wär's auch umsonst, und wär's auch vergebens,
Dein Streben ist eben der Lohn deines Strebens.

Glückselige Spinne! du webst und webst,
So lange du athmest, so lange du lebst.

Faust Pachler.

Die häßliche Mauer.

Tagtäglich kam ich vorüber
An einer steinernen Wand,
Die zwischen Gehöft und Straße
Als Scheidemauer stand.

Und täglich mußt' ich mich ärgern,
Erblickt' ich den Schmutz daran,
Der wie ein grauer Epheu
Sich um den Anwurf spann.

Und als ich mich endlich gewöhnte,
Da hatt' ich ihrer nicht Acht,
Ich fand sie nur häßlich am Tage
Und fand sie nicht schöner bei Nacht.

Da führt mich einmal der Zufall
Zu Wagen an ihr vorbei;
Ich sitz' auf dem Bock hoch oben,
Ringsum ist die Aussicht frei.

Nun schau' ich auch über die Mauer
Und über die Mauer hinein.
Und seh' — ein blühendes Gärtchen
Voll frohem Sonnenschein.

Drin dufteten Nelk' und Reseda
Und purpurne Rosen auch,
Und manch eine liebliche Blume
Und manch ein herrlicher Strauch.

Das Fleckchen hinter der Mauer,
Das meinem Auge sich wies,
Erschien mir fast wie ein Stückchen
Gerettetes Paradies.

Wie bat ich dem kleinen Eden
Im Stillen die Kränkung ab,
Wozu mir die häßliche Mauer
So lange schon Anlaß gab!

Faust Pachler.

Wunsch der Liebe.

O könnten wir doch, du und ich,
Einst in derselben Stund' erblassen!
O möchte doch einst dich und mich
Ein und derselbe Sarg umfassen!

Für ächter Liebe treuen Bund
Gibt es kein größer Glück auf Erden,
Als: leben dürfen Mund an Mund,
Und Hand in Hand begraben werden!

Faust Pachler.

Strafe der Feigheit.

An einem Wunsch sich insgeheim verzehren
Und nie den Muth ihn auszusprechen haben,
Heißt: nie sich am Genuß von Glück erlaben,
Doch stündlich der Entbehrung Schmerz vermehren.

Heißt: sein Gemüth niemals Entsagung lehren,
Doch zürnen stets ob vorenthaltner Gaben;
Heißt: bei lebend'gem Leibe sich begraben,
Ein Märtyr sein, doch ohne Märtyr's Ehren.

Und so, zu schüchtern oder zu bescheiden,
Vergeht das Herz an seinem innern Leiden,
An einem Leid — unsagbar unerträglich.

Und so, nicht einmal von sich selbst bewundert
Ob ihres Märtyrthums, verkümmern hundert,
Verkommen wohl an tausend Herzen täglich!

Faust Pachler.

Gleichgiltigkeit.

Es sind der Widerspruch, der Widerstand
Das ärgste Unglück nicht im Menschenleben;
Oft können sie, nur sie, den Muth erheben,
Der nimmer sonst die rechten Kräfte fand.

Das ärgste Unheil ist dem Tod verwandt,
Doch nicht der Tod, der würde Frieden geben.
Gleichgiltigkeit für unser Thun und Streben,
Das ist, das bringt an des Verderbens Rand.

Die Klippen des Verbotes, des Versagens
Umgehen wir; Kampf mit dem Sturm wird Spiel,
Denn uns beseelt das Hochgefühl des Wagens.

Doch ew'ge Ebbe können wir nicht zwingen
Und Windesstille, daß sie an sein Ziel
Das müde Segel unsres Schiffes bringen!

Faust Pachler.

Sternschnuppen.

(Lithauische Sage.)

So oft ein Mensch geboren wird,
Hier unten in der Welt,
Glimmt auch ein Stern am Himmel auf,
Der sein Geschick enthält.

Was dann der Mensch an Thaten schafft,
Was er ersinnt, erlebt,
Das alles hat die Spinnerin
Aus jenem Stern gewebt.

Und wenn der Geist die Hülle läßt,
Der Mensch sich naht dem Grab,
Zerreißt der Faden und der Stern
Fällt bleich zur Erd' herab.

Wer so ein Sternlein sterben sieht,
Der thu' ein fromm' Gebet,
Es wird erfüllt, was er zur Zeit
Aus reinem Herzen fleht;

Die frei gewordʼne Seele nimmt
Den Wunsch mit sich empor,
Und trägt als erste Bitte ihn
Dem guten Vater vor.

Byr.

Sommerbedrängniß.

Soll ich die Rose pflücken,
Die durch den Zaun sich stiehlt?
Mich nach den Stengeln bücken,
Um die das Wasser spielt?
Vergißmeinnicht 'nen ganzen Strauß,
Wer trüge den nicht gern nach Haus!?

Nimm Beides dir zu eigen!
Doch nein, mir winkt so hold
Im Hin- und Wiederneigen
Der Mohn durch's Aehrengold;
Auch überstreift das Feld am Hügel
Der Abendwind mit sanftem Flügel.

Geh' lieber ruhig weiter,
Laß' Alles ungepflückt,
Das Bild, so schön und heiter,
Das nimm mit dir beglückt!
Und wenn hinab die Sonne geht,
Ist Nichts verblüht und Nichts verweht.

Emil Kuh.

Die Unsterblichen.

Desdemona, Mignon, nimmer
Lieb' ich euch wie Weib und Kind,
Doch beseligt mich der Schimmer,
Der um euer Haupt sich spinnt.

Herzlos seid ihr, wenn ich weine,
Tief erfaßt von schwerem Leid,
Eure Seelen trübt ja keine
Schnöde Macht der Zeitlichkeit.

Geht ihr auch in Schmerzen unter,
Wißt ihr auch, wie Sterben thut:
Dennoch unversehrt und munter
Steigt ihr aus der Todesglut.

Für mein Liebstes muß ich beben,
Das Gott selber mir geschenkt,
Während ihr ein ewig Leben
Durch die Flucht der Zeiten lenkt.

Emil Kuh.

Deine Straße gingst du...

Deine Straße gingst du
Und ich ging die meine,
Aber auf dem Kreuzweg
Trafen wir zusammen.

Und anstatt zu wandern
Bin ich steh'n geblieben
Und anstatt zu weilen
Bist du mitgegangen.

Ach, was soll das werden?
Fragst du dich im Stillen;
Was es schon geworden,
Sagt mir meine Seele.

Emil Kuh.

Es ruht mein Herz darin...

Es ruht mein Herz darin,
D'rum hebt die Hand,
O, schließe die deine zu!
So ist es recht.

Und wenn ich dich küssen will,
Dann gieb sie frei
Und lege die deine fest
Um meinen Hals.

Und was du saugen kannst,
Das sauge fort,
Denn auf die Lippen sprang
Das glüh'nde Herz.

Und thu' die Augen zugleich
Mit meinen zu —
Und eh' die Seel' es ahnt,
Ist sie vertauscht.

Emil Kuh.

Armgeküßt gehst du von hinnen...

Armgeküßt gehst du von hinnen,
Süßes, innigsüßes Weib!
Sprich', was wirst du jetzt beginnen
Mit dem seelenbaren Leib!

Schließ' dich ein in deine Kammer,
Einsam sei nach solchem Glück;
Unter stillem Liebesjammer
Kehrt die Seele still zurück.

Zur Nutzeit.

Ein goldner Herbst, der mild den Sommer krönte,
Er schien die Brust mit Frieden zu durchdringen,
Das Herz begann unschuldig auszuklingen,
Was lang in ihm bald wild bald ängstlich tönte.

Doch eh' sich ganz die Seele sanft versöhnte,
Eh' sie vergaß, daß ihr bestimmt zu ringen,
Da wuchsen ihr zum Kampf erneu'te Schwingen,
Der Traum zerfloß, der rings die Welt verschönte.

Die Liebe kam, der wünschevolle Gast,
Der Alles weckt, was schläft, begehrt, was blüht,
Und jedes Glück in dunklen Rahmen faßt.

Ein herber Frühling zieht durch mein Gemüth,
Durch Thränen sieht das Aug' den welken Ast
Anstatt des Walds, der reich in Farben glüht.

Emil Kuh.

In Ewigkeit.

Sie hatt' ihn lieb, wie Keinen sonst
Im Leben,
Sie hatt' ihm Alles, was er hat
Gegeben.

Sie fühlte froh sich nur und reich
Im Schenken,
Sie kam zur Erde nur, um ihn
Zu denken.

Doch hatte kaum ein Mond ihr Glück
Gesehen,
Da faßte sie der Tod, mit ihm
Zu gehen.

Vorm Scheiden wollte sie nur Eins
Noch sagen,
Schon aber war das Pförtlein zu
Geschlagen.

Er lebte lang noch trüb und froh
Hienieden,
Es ward ihm lang noch Lust und Gram
Beschieden.

Der Todten Bild erschien ihm noch
Zu Zeiten,
Der Blick, in dem sie bat: Sollst mich
Begleiten!

Und als er starb und eintrat in
Den Himmel,
Durchschritt er bang der Sel'gen bunt
Gewimmel.

Und als sich endlich trafen sein
Und ihr Gesicht,
Da sprach sie nur das ird'sche Wort:
Vergiß mich nicht!

Dieß wollte sie vorm Scheiden noch
Ihm sagen;
Sie hatt' es durch die Ewigkeit
Getragen.

Emil Kuh.

Der Erwählten.

„Mit ganzer Seele Dir ergeben,
„Fühl' ich doch oft mein Herz beschwert,
„Verglichen Dir und Deinem Streben,
„Wie bin ich — schlicht und ungelehrt!" —

— So oft hört' ich Dich dieses klagen,
Dich meine holde Zweiflerin;
Was Du mir bist, ich will Dir's sagen,
Und was ich für die Andern bin.

Den Zirkel nehm' ich in die Hände,
Fest steht auf einer Spitze er,
Und mit der andern, die ich wende,
Zieh' rings ich einen Kreis umher.

„Was soll mir dieß?" So fragst Du leise
Und schaust mir ganz verwundert zu.
Mein Lebensbild sieh' in dem Kreise,
Des Kreises Mittelpunkt bist Du! —

Und ist nur dieser unverrücket,
Dann ist gesegnet all mein Müh'n.
Dann kann ich frei und hochbeglücket
Die Kreise weiter — enger ziehn.

Und was im Kreise eingeschlossen
Ist, was im Leben mich umreiht,
Bekannte, Fremde und Genossen,
Des Tagewerks Geschäftigkeit.

Doch wie der Mittelpunkt, der Eine,
Nicht Zweites duldet neben sich,
So bist Du auch die einzig Meine,
Und Niemand lieb' ich so wie Dich!

Und wie der Kreis gleich einem Walle
Um seinen Mittelpunkt sich legt,
So wirst Du, wie mein Loos auch falle,
Von mir geschützt sein und gehegt.

Und trübend darf zu Dir gelangen
Selbst nicht einmal ein böser Hauch,
Und wie ich rein Dich hab' empfangen,
So sollst Du rein mir bleiben auch.

Josef Weilen.

Du falscher Abendwind!

Du falscher Abendwind!
Wir saßen auf der Höhe stumm,
Versunken in des Lenzes Bild —
Und Abend war's, und um und um
Wie feierlich, wie friedlich mild.
Da küßtest du die Schläfe ihr,
Ein schelmisch kosender Zephyr,
Und lächelnd ließ sie es gescheh'n —
Dann nahmst du ihrer Locken eine
Und ließest sie im Mondenscheine,
Die dunkle, leis' entfaltet weh'n.

Du falscher Abendwind!
Wo ist dein Athem, kußbereit,
Wo jenes Abends Poesie?
Wo ist, um die du hast gefreit,
Wo ist der Lenz, und wo ist sie? —
Ich weiß, du hast vieltausendmal
Seitdem geküßt im Mondesstrahl,
Viel tausend Schläf' und Wangen lind —
Gar viele Locken wurden lose
In deinem schmeichelnden Gekose —
Du falscher, falscher Abendwind.

Alexander Gigl.

Sonette an das Sonett.

1.

Wie sich in zärtlicher Verschlingung Winden
Mit ihren Glocken, den so weichen, schwanken,
Empor an einem Rosenbaume ranken,
In dessen hill'hnder Kron' sie Schatten finden:

So, hold' Sonett, voll liebendem Empfinden
Umschlingest du mit deiner Glocken schlanken,
Anmuth'gen Ringen reizend den Gedanken,
In süßer Sehnsucht, ihm dich zu verbinden.

All deine Farbenpracht und deine Düfte
Du dankst sie gleichem milden Lebensgrunde;
Vereint, entzückt das Aug' ihr und die Lüfte:

Ihr fruchtet nicht, doch eure schöne Blüthe,
Der zarte Sprosse einer schönen Stunde,
Ist Stoff dem Geist' und Zauber dem Gemüthe.

2.

Es hat dich treue Liebe wohl erfunden,
Wer dich erfand, ist unbekannt geblieben,
Wie gern verborgen bleibt das treue Lieben,
Denn liebevoll hat er sich selbst gebunden,

Mit Blumenfesseln zärtlich sich umwunden,
Und in verschlung'ner zweifach heil'ger Sieben
Den engen Zauberkreis um sich beschrieben,
Worin sich treue Liebe stets befunden.

Fliegt dichtend sonst von Blume hin zu Blume
Der Geist, ein Schmetterling im Lenzgekose,
Frei schwärmend in dem reichen Eigenthume:

In dir umschwebt mit ruhmeswerther Treue
Ein seltner Falter er nur Eine Rose,
An ihrem Busen sterbend ohne Reue.

Brann v. Brannthal.

An Julie Rettich.

(Am Tage der Taufe ihrer Enkelin.)

Fern sei uns Neid, und was uns selbst Entzücken
Und Labung in des Lebens Dürre gab,
Das mög' nach uns auch Andere beglücken,
Und träufle Thau den Dürstenden herab!

Denn heut' am Tage, der zum Christenthume,
Zum Leben Deines Kindes Sprößling weiht,
Wünsch' flehend Eins ich nur der zarten Blume,
Und in ihr jetzt noch ungeborner Zeit!

Sie möge Dir in jedem Sinne gleichen,
An Herz und Geist und schöpferischer Gluth,
An Trieb und Drang, das Höchste zu erreichen,
An frischer Kraft und nie erschöpftem Muth!

Es mög' Dein Blick in ihren Augen leben,
Auf ihren Lippen Deiner Stimme Klang,
Und Anmuth mög' den Veilchenkranz ihr weben,
Den duftend sie um Deine Stirne schlang!

Was Du uns bist, dazu nach vielen Jahren,
Reif' kommenden Geschlechtern sie heran,
Daß Jene auch, wie wir durch Dich erfahren,
Was Kunst vermag und was Begeistrung kann.

Und mög' beglückter in der Jahre Schwinden
Die Gley und Rettich einer fernen Zeit
Den Dichter auch, den Du nicht fandest, finden,
Der würd'gen Stoff so hohem Geiste leiht!

Deutsch oder wälsch, Ristori oder Rettich,
Um Heimat und um Sprache frag' ich nicht,
Daß sie Dich wiederhohle nur erbet' ich,
Und Heil dem Volk, dess' Sprache dann sie spricht!

Ruhm mög' in Strahlen ihren Namen kleiden,
Und wie zu früh in diese Welt sie kam,
So find' die Welt auch einst bei ihrem Scheiden,
Daß sie zu früh, zu früh nur Abschied nahm.

Friedrich Halm.